Die Büste.

Von Marcel Prévost.

Bei den Wahlen vom Jahre 188. wählte die Gemeinde Varnay (Cher), bis dahin immer reaktionär, zum erstenmal einen republikanischen Gemeinderath. Diesen Umschwung verdankte man einem Grundbesitzer des Ortes, Herrn Fernay-Desclaux, welcher Beziehungen zum Ministerium unterhielt, und der die Wähler durch die Hoffnung auf eine strategische Eisenbahn beeinflußt hatte, die in Friedenszeiten den Ueberfluß der Gegend an Geflügel, Eiern und Gemüse nach Paris transportiren würde.

Herr Fernay-Desclaux war zum Gemeindepräsidenten erwählt. Er hatte als Beisitzende den Maurermeister Barraché und den Wirth Compaing. Der Gemeindepräsident stammte aus einer von Alters her liberal gesinnten Familie und war der Regierung aufrichtig ergeben. Die Beisitzenden dagegen und die übrigen Mitglieder des Gemeinderathes, erst ganz neuerdings anderer politischer Meinung, hüteten sich, dieselbe allzu offen zu zeigen. Es gab einige unter ihnen, die sich nicht wohl fühlten, wenn man sie in's Gesicht „Republikaner" nannte.

Ein Ereigniß gleich bei der ersten Sitzung des Rathes ließ diese Lage deutlich erkennen.

Der Kamin im Sitzungssaal war mit einer Gipsbüste geschmückt, und — sollte man es glauben — diese Büste war noch diejenige Napoleons III. ... Mein Gott, ja! des Kaisers .... Das Bild war am 4. September verschont geblieben — und da es bei den Leuten, die bisher den Sitzungssaal eingenommen, keinen Anstoß erregt hatte — Varnay ist ein sehr kleines, von jeder Reiseroute offizieller Gäste abgelegenes Dorf — so hielt es sich auch nach dem Fall des Machthabers nach dessen Tod und nach dem gänzlichen Unterliegen seiner Partei.

Der Gemeindepräsident erklärte nun, man müsse dieser Taktlosigkeit ein Ende machen, und brachte den versammelten Rath ohne große Mühe dazu, Napoleon III. auf den Speicher hinauf zu verbannen. Als er jedoch zur Dekoration des Kamins den Ankauf einer Büste der Republik auf Kosten der Gemeinde vorschlug, stieß er auf harten Widerstand. Schließlich mußte er versprechen, den Kunstgegenstand aus seinem Beutel, aus dem Beutel des Herrn Fernay-Desclaux, bezahlen zu wollen. Unter diesen Umständen einigte sich der Rath; man machte ab, ein Schreiben an den Unterpräfekten zu richten, damit dieser herkomme und die Büste einweihe, welche sofort in Paris bestellt wurde.

Der Unterpräfekt antwortete telegraphisch: „Ich schätze mich glücklich, die schöne Gemeinde Varnay, endlich der Reaktion entrissen, besuchen zu können."

Fünf Tage später brachte der Schnellzug eine längliche Kiste für den Gemeinderath, überall mit den Worten „amtlich" und „zerbrechlich" bedruckt. Die Büste war angekommen.

Herr Fernay-Desclaux rief sämmtliche disponiblen Gemeinderathsmitglieder zusammen. Die Kiste wurde in ihrer Gegenwart geöffnet. Sie enthielt viel Heu und Papier und unter dieser Packung einen Haufen unförmlicher Gipsklumpen: die Büste war auf dem Wege herumgeworfen worden und zerbrochen. Einzig unversehrt war der Sockel mit einem von Lorbeeren umkränzten Monogramm R. F.

Der Gemeinderath war dadurch sehr unangenehm berührt. Nur Barraché, der erste Beisitzende, lachte in seinen Bart hinein und freute sich über das Unglück, denn er beneidete insgeheim den Gemeindepräsidenten um seine Stellung, die ihm Gelegenheit zu solchen Freigebigkeiten bot. Dem Gemeindepräsidenten genügte es, kaltblütig beizufügen: „Das Unglück ist bedauerlich, aber sehr leicht wieder gut zu machen. Die Eisenbahngesellschaft ist für die Gegenstände verantwortlich, die man ihr anvertraut. Ich werde eine Eingabe machen und bin überzeugt, daß sie die Büste auf ihre Kosten ersetzen wird."

Barraché glaubte daran nicht und trug den Kopf hoch. Er nährte die geheime Hoffnung, die Eisenbahngesellschaft werde die Forderung zurückweisen. Er wurde enttäuscht. Kaum war eine Woche verflossen, kam eine Kiste, die neue Büste enthaltend, in Varnay an.

Sie wurde mit unglaublicher Vorsicht in Gegenwart des Gemeinderaths aufgemacht. Als man Heu und Papier entfernt hatte, konnten die Räthe einen Schrei der Bewunderung nicht zurückhalten. Das hehre Bild zeigte sich in blendender Weiße, auf dem Rücken liegend. Es war keine von den nichtigen Republiken, welche ebensogut die Freiheit, den Ackerbau oder ganz einfach eine Stadt Frankreichs darstellen können, mit unbestimmter Physiognomie, im glatten Haar den Aehrenkranz, den Busen schamhaft verdeckt. Diese hier hatte ein energisches Gesicht, weit geöffnete Nasenflügel und einen befehlenden Mund.

Sie war mit der phrygischen Mütze angethan, ihr offenes Hemd ließ eine runde Kehle sehen, die von einem revolutionären Athem bewegt zu werden schien.

Barraché erklärte sich für besiegt und rief:

„Daß mich der Teufel hol', das Mädel ist schön!"

Und Compaing in seiner Aufregung sagte ihm in's Ohr:

„Heh, Vater Barraché, mit einer kleinen Freundin wie dieser hier könnte man die Ehefrau wohl entbehren, nicht wahr?"

Als aber der Gemeindepräsident die Büste von ihrem Heulager aufheben wollte, um sie auf den Kamin zu stellen, fiel sie in drei Stücke auseinander. Zwei feine Brüche, die Niemand zuvor gesehen hatte, liefen um die ganze Büste herum, der eine oben bei den Augen, der andere unten am Hals.

Herr Fernay-Desclaux war bestürzt über das Schicksal, das so hartnäckig seine Pläne vereitelte. Unbeweglich und schweigsam betrachtete er die drei Stücke der Republik, die getrennt die Idee an einen gerichtlich ausgeführten Abguß auf dem Leichnam eines schrecklich Ermordeten wachriefen. Was war da zu thun? Von der Eisenbahngesellschaft eine dritte Büste verlangen? Die Gefahr laufen, noch einmal eine zerbrochene Gipsfigur zu bekommen? Nein. Da war es schon besser, auf den Plan einer Einweihung zu verzichten ... an den Unterpräfekten zu schreiben ... das Geschehene zu berichten ...

Da sagte Barraché, der die Büste seit einiger Zeit aufmerksam betrachtete:

„Ich würde dieses Bildniß, wenn man mir dasselbe anvertraute, wohl wieder in Stand setzen."

„Ihr könntet das thun, Barraché?" rief der Gemeindepräsident, indem er beide Hände seines Beisitzenden ergriff.

„Ei gewiß ... Es fehlen ja keine Stücke. Ich lege die drei aneinander, stecke einen Stock in das Innere und gieße Gips hinein. Es wird fester halten als zuvor, als es hohl war!"

Man übergab Barraché die Büste, der sie mit nach Hause nahm. Vor Abend brachte er sie, in Stand gesetzt, in das Gemeindehaus. Die Bruchlinien waren gänzlich unsichtbar. Man stellte sie im Gang auf, wo die gesammte Gemeinde im Gänsemarsch vorbeidefilirte: Die Bewunderung theilte sich zwischen Herrn Fernay-Desclaux, der sie bezahlt, und Barraché, der sie ausgebessert hatte. Die Reaktionäre kamen mit den übrigen; da aber der frische Gips, den man hineingegossen, einen eigenthümlichen schwefligen Geruch verbreitete, erklärten sie verächtlich, die Republik des Gemeindepräsidenten dufte übel.

Tags darauf war der Geruch verschwunden, aber gegen Abend zeigte sich eine neue, eigenthümliche Erscheinung. Die Republik sprang überall auseinander, auf der Stirne öffneten sich eine Masse Risse, ebenso auf den Wangen, auf der Kehle. Der erschrockene Gemeindeschreiber lief, um Barraché zu holen.

„Ich weiß, woher das kommt," murmelte der Maurer. „Der nasse Gips inwendig hat sich beim Trocknen ausgedehnt. Man kann nichts thun, bis alles trocken ist. Nachher werde ich die Risse ausfüllen."

Das Gerücht von dem Ereigniß verbreitete sich in der Gemeinde, und die Prozession der Besucher begann von Neuem. Man mußte die Büste der allgemeinen Neugierde entziehen.

„Sie kracht schon zusammen, Ihre Republik," sagte der Pfarrer, indem er sich die Hände rieb. „Sie werden sie nicht einweihen können."

Man tauschte unfreundliche Worte aus. Bei Compaing kam es zu einer Schlägerei.

Wie Barraché versprochen hatte, war das Unglück bald wieder gut gemacht. Es blieben zwar noch einige Spuren auf dem Gesicht zurück, aber im Ganzen besaß man immer noch eine recht annehmbare Republik. Das Datum der Einweihung blieb auf den folgenden Sonntag festgesetzt. Um der Festlichkeit mehr Werth zu geben, bedeckte man die Büste mit einem Schleier von Leinenzeug, den man unter dem Hals zusammenknüpfte. Der Unterpräfekt sollte mit eigener Hand den Schleier lüften.

Am Vorabend der Zeremonie kam Barraché mit besorgter Miene zum Gemeindepräsidenten.

„Es wäre nicht überflüssig, wenn wir die Republik noch einmal besichtigten, sie könnte noch ein oder zwei Risse haben."

Desclaux stimmte bei. Sie begaben sich in den Sitzungssaal und entfernten den Schleier. Ein schreckliches Schauspiel bot sich ihnen dar.

Das ganze Gesicht der Republik, ihr Hals, ihre Kehle, die phrygische Mütze waren abwechselnd mit grünlichen Bläschen und fürchterlichen schwarzen Flecken bedeckt. Man hätte glauben können, eine jener Wachsfiguren aus einem medizinischen Museum vor sich zu haben, auf denen man die verschiedenen Erkrankungen der Haut künstlich darstellt.

Der Gemeindepräsident und der Beisitzende blickten sich an und waren wie vom Donner gerührt.

„Kann man das entfernen?" fragte der Gemeindepräsident.

Der Beisitzende erwiderte, indem er mit dem Nagel eines der Bläschen wegkratzte:

„Nein, ganz unmöglich ... Es ist Schimmel, gerade wie auf einer Mauer. Das kommt von innen heraus."

„Aber dann sind wir ja verloren ... Wir können doch ein solches Scheusal nicht einweihen ... Alles ist Eure Schuld, Barraché ... Ihr habt die Büste so ungeschickt reparirt ... Jetzt haben wir nicht einmal mehr Zeit, eine andere kommen zu lassen ..."

Barraché fühlte sich schuldig und ließ den Kopf hängen. Plötzlich hatte er einen Gedanken.

„Sagt mir doch, Herr Gemeindepräsident, wenn man das alte Bild einweihen würde, das vorher dastand, das des verstorbenen Kaisers ..."

„Die Büste des Kaisers? ... Ihr seid wohl verrückt? Wollt Ihr etwa eine Büste des Kaisers durch einen Unterpräfekten der Republik einweihen lassen!"

„Aber nein; laßt mich doch ausreden, Herr Desclaux. Ich werde das alte Bild holen, den Schnauzbart und den Ziegenbart wegschaffen, ihm eine solche Nachtmütze auf den Kopf setzen, wie diese da hat ... das würde doch schließlich eine ganz gute Republik werden?"

Der Gemeindepräsident glaubte nicht mehr an das Talent Barrachés und machte Einwände; selbst umgeformt würde die Büste des Kaisers niemals der Republik gleichen.

„Hört", sagte Barraché. „Die Republik ist keine wirkliche Person, niemand hat sie gesehen ... man wird daher nicht wissen können, ob das Bild ihr ähnlich sieht oder nicht."

Fernay-Desclaux war des Streitens müde und willigte ein. Man beschloß, niemandem von dem Versuch etwas zu sagen, aus Furcht vor einem Mißerfolg.

Barraché schaffte Gips auf den Speicher des Gemeindehauses und arbeitete mit seinen großen Händen an der Büste des Kaisers, bemüht, dieser eine Aehnlichkeit mit der andern zu geben. Der Abend brach herein und die Arbeit war beendet. Er rief dem Gemeindepräsidenten und zeigte ihm sein Werk.

Gewiß war diese Republik Barrachés mit ihrer tiefen Stirne, mit der gebogenen Nase, ihren starken, flachen Wangen eine merkwürdige Republik; aber die phrygische Mütze, genau nach dem Muster der anderen modellirt, rettete alles. Der Gemeindepräsident, erstaunt über den Erfolg des Maurers, rief aus:

„Eure Büste ist wirklich nicht übel! Ich hätte niemals geglaubt, daß Ihr dessen fähig wäret."

„Man thut sein Bestes", antwortete der Beisitzende, dessen Humor wieder erwacht war.

Und indem er ein Päckchen in die Hand des Gemeindepräsidenten legte, fügte er hinzu:

„Hier, Herr Gemeindepräsident, das müßt Ihr irgendwo in Euren Schubladen verwahren, es kann uns vielleicht wieder einmal dienen .."

Der Gemeindepräsident fragte:

„Was ist das? ..."

„Es ist der Schnauzbart und der Ziegenbart des Kaisers ... Ich habe sie sehr, sehr sorgfältig abgenommen ... Sollte es einmal geschehen, daß die Republik ... Ihr versteht mich ... mit aller Achtung vor Eurer Amtswürde ... daß die Republik über den Haufen geworfen wird ... nun, dann nehme ich dem Bild die Nachtmütze weg, klebe Schnauz- und Ziegenbart wieder an, und wir haben unsern Kaiser auf dem Kamin, ohne daß es die Gemeinde einen Centime gekostet hat!"

Nur immer schneidig!

Oberlehrer Y., Leutnant der Reserve, führt im Manöver seine Leute zum Angriffe. Mit geschwungenem Säbel stürzt er voran und überhört dabei in seiner Begeisterung das Signal: „Das Ganze Halt!"

Plötzlich ertönt hinter ihm aus den Reihen der Mannschaft vernehmlich der Ruf: „Laßt doch das dumme Luder alleene loofen!"

Entrüstet wendet er sich herum, droht mit dem Finger und sagt: „Das mächt ich nich noch ä zweites Mal hären!"

Das Passendste.

Dame: „Wovon werden Sie denn den Tisch und die Stühle zu unserem Kaffeekränzchen anfertigen?"

Tischlermeister: „Na, ich denke, das Passendste wäre Pappelholz."

Ein guter Freund.

Von Henri Malin.

„Sieh da, Valuche! Ach, welch' zufällige Begegnung!" Der so sprach, hieß Boudaine und war ein großer, kräftiger Mann von vielleicht 30 Jahren, mit vollem, rundem Gesicht und der Miene eines Mannes, der mit seinem Dasein wohl zufrieden ist.

Valuche dagegen war klein und schien von schwächlicher Konstitution. Obgleich er nicht älter als auch höchstens Dreißig, waren die Wangen eingefallen, und aus dem blassen Gesicht schauten die Augen traurig, gleichsam ängstlich in die Welt.

Als er Boudaine bemerkte, schoß ihm eine plötzliche Röthe ins Gesicht.

* * *

Beide waren zusammen in Pension gewesen.

Boudaine hatte in den Freistunden mit seiner Kraft renommirt, er hielt einen Stuhl mit steifem Arm, hob einen Mitschüler mit den Zähnen auf und machte die unsinnigsten Wetten, um sich hervorzuthun. Von Anbeginn an hatte er sich dem armen Valuche zum Opfer, zu seinem Sklaven erkoren.

Erst prügelte er ihn unter den nichtigsten Vorwänden, zwang ihn unter seine Fäuste, dann quälte er ihn mit tausend dummen Witzen, versteckte seine Bücher, klappte ihm sein Bett zusammen, streute Sand in seine Suppe.

Nachdem Valuche sich vergeblich bemüht und jeden Widerstand als gefährlich hatte aufgeben müssen, zwang er sich, über die Streiche Boudains zu lachen, weil er hoffte, seinen Quälgeist dadurch los zu werden; doch vergebliches Bemühen. Er mußte sich Boudaine's Grausamkeit gefallen lassen und war nichts weniger als sein Untergebener, sein Diener und Sklave, der Boudaine wie ein Hund folgte und den die Mitschüler darum „Medor" nannten.

Valuche vernachlässigte seine Arbeiten, um die von Boudaine zu machen, und Letzterer borgte ihm Geld, Bücher, Murmeln ab, kurz Alles, was ihm begehrenswerth erschien, ohne je an Wiedergeben zu denken, ebenso wie es schließlich von beiden Seiten ganz selbstverständlich gefunden wurde, daß Boudaine das von Valuche's Mahlzeiten genoß, was ihm eben zusagte.

Und wenn Valuche in den Arbeiten Fehler machte oder es ihm sogar einfiel, ein Stück seines Eigenthums zu reklamiren, oder nur der geringste Ausdruck von einer Auflehnung in seinen Augen zu lesen war, gleich mußte er Boudaine's Fäuste spüren.

Vier Jahre verbrachte Valuche so in gezwungenem Gehorsam und steter Furcht vor Boudaine, und der Eindruck war ein so mächtiger gewesen, daß nach einer Trennung von mehr als zwölf Jahren es sich Valuche instinktiv wie ein Alp auflegte, als er seinen früheren Peiniger zufällig auf dem Boulevard traf.

* * *

Valuche nahm sich sofort vor, gar nichts von sich zu erzählen; aber er mußte doch auf die an ihn gestellten Fragen antworten. Und so sagte er denn, daß er als Kassirer in einem großen Bankhaus angestellt, sagte, daß er verheirathet sei. Und wie das Medium eines Hypnotiseurs, das wider Willen, einem Zwang sich fügend, Alles mit sich geschehen lassen muß, gab er schließlich mit einem Seufzer an Boudaine seine Karte.

Boudaine berichtete, daß er Abtheilungsvorsteher bei dem Marine-Departement und Gott sei Dank noch Junggeselle sei. Beim Abschied sagte er: „An einem dieser Tage such' ich Dich auf und esse dann bei Dir."

„Nun lädt er sich gar zu Tisch bei uns ein," dachte Valuche, und während des Heimweges kamen ihm allerlei traurige Gedanken, es war ihm, als müßte das Leben wie in der Pension wieder anfangen und alle Freude für immer vorbei sein.

Ganz verstimmt theilte er Aline, seiner Frau, seine Begegnung und den zu erwartenden Besuch mit. Aline war ein nettes ordentliches, aber ein wenig kokettes Frauchen. Sie hatten eine nette, kleine Wohnung, keine Kinder und brauchten kein Mädchen.

Die Aussicht auf Besuch schien Aline zu erfreuen, denn sie sagte: „Desto besser, wenn er kommt, das ist doch mal eine kleine Zerstreuung, wir sehen ja keinen Menschen bei uns."

Und eines Abends, als Valuche heimkam, sah er Boudaine im Eßzimmer sitzen.

Er hatte der Herrin des Hauses einige Rosen mitgebracht und jene schien von solcher ungewohnter Aufmerksamkeit nicht wenig geschmeichelt und war eilig beschäftigt, das Diner des Gastes wegen noch ein wenig würdiger zu gestalten.

Beim Dessert wurde Boudine ganz lebhaft und fing an von der Pensionszeit zu erzählen:

„Ja! Ja!" sagte er vertraulich, „der gute Valuche machte mir meine Arbeiten und hat manchen Knuff von mir erhalten! Stellen Sie sich vor," dies zu der jungen Frau gewandt, „daß ich ihn wie ein Hündchen abgerichtet hatte! Ich nannte ihn „Medor"! Mein Gott, was habe ich mich mit dem armen „Medor" amüsirt!"

Aline war durch diese Jugenderinnerungen nicht gerade angenehm berührt, aber innerlich mußte sie eigentlich über das betretene Gesicht des Gatten lachen; er sah zu kläglich aus, während Boudaine sprach.

Boudaine kam mehrmals zu Tisch wieder, ohne auf eine Einladung zu warten, stets war er voller Aufmerksamkeit gegen Frau Valuche und nie erschien er mit leeren Händen.

Ein Vierteljahr war vergangen, da miethete er im Haus, wo Valuche wohnte, ein Zimmer und bat seinen Freund, ihn als Tischpensionär aufzunehmen — wie alle Beamten frühstückte er in der Stadt. — Der pekuniäre Vortheil, der aus seinem Vorschlag entsprang, schien Aline als gute Wirthschafterin so bedeutend, daß sie sofort Ja sagte, gegen den Willen des Mannes.

Von dem Tage an brachte jeder Tag neue Qualen für Valuche. Allmälig, ganz allmälig allerdings, war Boudaine bei ihm wie zu Haus, nichts geschah, ohne daß er gefragt wurde.

Aline hatte eine hohe Meinung von ihm und folgte seinen Rathschlägen, und nichts machte Valuche so nervös, als überall einen Gegenstand zu finden, der Boudaine gehörte. Sein Pincenez, ein Paar Handschuhe, einen Hut; war es doch gerade, als ließe er die Sachen absichtlich herumliegen, um zu zeigen, daß er hier zu Haus sei.

Von Zeit zu Zeit quälte Boudaine ihn noch mit Pensionserinnerungen, und wenn Valuche darüber böse zu werden schien, so machte sich nun Aline über ihn lustig: „Mein Gott," sagte sie wohl, „was bist Du für ein Brummbär! Kann man denn nicht mehr lachen? Siehst Du, Du bist doch noch nicht genug dressirt worden!"

Wenn er etwas sagen wollte, so hieß es wohl gar mitleidig: „Gott nein, der arme Medor! Wie kann man nur so etwas reden!"

Manchmal klagte Valuche seiner Frau gegenüber, daß Boudaine sich denn doch ein bischen zu viel erlaube und meinte: „Ich habe genug davon, das muß aufhören ... eines Tages werde ich mal ernstlich böse werden!"

Aline antwortete dann: „Ja, warum sagst Du ihm das nicht selbst? Mir kommst Du immer damit! Bist Du vielleicht gar eifersüchtig? Ich werde ihm heute Abend sagen, daß Du ihn nicht länger bei uns sehen willst."

Dann erschrak Valuche und bat sie, noch nichts zu sagen, noch zu warten. Das wäre seine Sache, er würde schon sehen.

* * *

Monate vergingen. Boudaine wurde so vertraulich mit Aline, und diese war so freundlich und gefällig, daß Valuche überzeugt war, seine Frau hintergehe ihn.

Seit einiger Zeit schon trug er sich mit dem Plan, früher aus dem Bureau fort zu gehen, um sie zu überraschen, aber die Furcht vor Boudaine hemmte seine ganze Willenskraft.

Da, eines Tages hatte er dienstlich im Marine-Departement zu thun und benutzte die Gelegenheit, um nach Boudaine zu fragen. Es hieß, er sei nicht ins Bureau gekommen. Ganz erregt, sagte sich Valuche: wenn ich nach Hause ginge, würde ich sie zusammen finden. Er suchte nach einem Vorwand, der eine Heimkehr zu so ungewohnter Stunde rechtfertigen konnte und machte sich entschlossen auf den Weg.

Je näher er der Wohnung kam, desto heftiger schlug sein Herz. Lange stand er mit dem Drücker in der Hand vor der Thür und lauschte, endlich trat er ein.

Ganz leise, ohne Geräusch kam er bis in's Eßzimmer. Es war leer, aber auf dem Tische standen die Reste eines Frühstücks, zwei Teller und zwei Stühle dicht neben einander.

Valuche fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirn, es konnte ja auch Alines Mutter bei ihr gewesen sein, oder eine Freundin ... es brauchte ja nicht .... ja .... das würde den Frühstückstisch für Zwei erklären ... doch da, klang nicht ein Geräusch aus dem Nebenzimmer? Schon wendet er sich leise der Thür zu ... war Boudaine im Nebenzimmer .... oder nicht?

Der Gedanke, ihm in einem Moment gegenüber zu stehen, lähmte all sein Denken, kalter Schweiß trat auf seine Stirn, und wie einst in der Pension überlief ihn ein Zittern.

Nicht vom Fleck kam er .... die Augen angstvoll auf die Thür gerichtet, hinter der sich das Geheimniß für ihn barg .... da, Schritte .... als wenn Jemand auf die Thür zukäme .... und da floh Valuche aus dem Zimmer, um im Korridor, nach Luft ringend, auf einen Stuhl zu sinken.

Fast im selben Augenblick erschien Aline, und als sie ihn bemerkte, stieß sie einen kleinen Schrei aus:

„Wie Du? .... Du bist hier? .... Was hast Du denn?"

Dann kam Boudaine, der seinerseits hastig fragte: .... „E, sieh doch, Valuche! Nun .... was ist ....?"

Er sah sie an, ohne zu sprechen. Beide; einen nach dem Andern, innerlich ein gebrochener Mann, unfähig, sich Klarheit zu verschaffen, sich gegen sein Schicksal aufzulehnen.

Aline und Boudaine standen still neben ihm. Nach einem Moment sagte Valuche langsam mit geschlossenen Augen:

„Ich bin im Bureau krank geworden, darum kam ich nach Haus ...." dann nach einer Pause .... „ich konnte die Treppe nicht mehr hinauf, habe mich hier hinsetzen müssen."

„Der gute Valuche," sagte Boudaine ganz ruhig. „Ich kam gerade von einer Beerdigung .... es war spät geworden und da lohnte es sich nicht mehr, nochmals in's Bureau zurückzukehren .... ich ging nach Haus und suchte ein Buch in Deinem Bücherschrank."

Er führte Valuche hinauf in den Salon vor das Kaminfeuer. Er bereitete ihm ein Glas heißen Wein, und als Valuche ein wenig zu sich kam, da meinte Boudaine ganz heiter: „Nun seht nur den guten Medor, dem es gar einfällt, krank zu werden .... aber das geben wir nicht zu, nicht wahr, Frau Aline?"

Vereinsamt.

Es glänzten die lichtblauen Flammen
So traulich im hohen Kamin;
Mein Blick, von Träumen umfangen,
Folgt ihrem leisen Verglüh'n.

Es rauschet draußen der Sturmwind
Und singt wohl seltsamen Sang,
Es gehen so still die Gedanken
Den alten geliebten Gang.

Wie saß ich am Abend so gerne
Und lauschte so selig bang
Auf den einen Schritt, den ersehnten,
Auf der Stimme geliebten Klang!

O fröhliche Abendstunde,
O selig Beisammensein!
Wie spielt' um sein liebes Antlitz
Der Flamme traulicher Schein!

Und später — da strahlte so leuchtend
All' unser sonniges Glück
Aus unsrer Lieblinge Augen
In unsre Herzen zurück;

Und ruhte ich hier am Abend,
Wie fühlt' ich so innig und warm
Mich oft liebkosend umschlungen
Von zärtlichem Kinderarm!

Und daß es so einsam geworden —
Und daß es so fröhlich nicht blieb — —
Ihr kleinen lichtblauen Flammen
Wie wird euer Schimmer so trüb! — —

Bald geht auch mein Winter vorüber,
Und ewiger Lenz mich erquickt;
Dann blühen die Blumen mir wieder,
Die hier so frühe geknickt!

Kein Hinderniß.

Onkel: „Na, Lottchen, warum heirathest Du denn noch nicht?"

Lottchen: „Papa sagt, ich sei noch zu dumm dazu!"

Onkel: „Warum nicht gar! Dummheit ist kein Ehehinderniß."

Es zogen drei Burschen.

Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.
„Frau Wirthin hat sie gut Bier und Wein?
Und hat sie auch Ansichtskärtelein?"
— „Mein Bier und Wein sind frisch und klar,
Die Ansichtskarten wunderbar." —
Und als sie die Ansichtskarten gebracht,
Da hat der Erste gleich Jamben gemacht.
Der zweite wollte noch höher gehen
Und dichtete stöhnend in Trochäen.
Der Dritte aber — ein Philosoph —
Hielt wacker sich an des Glases Stoff.
Und als er beendet seinen Schmaus,
Da zog er, o Wunder! — ein Büchlein heraus
Und schrieb gemüthlich die Verse d'raus ab .....
Dann griff er nach Hut und Wanderstab,
Sprach: „Habe die Ehre!" und ließ — ei der Strick!
Die stöhnenden Dichter solo zurück.

Annen. Das Wohnhaus des Kaufmanns Emil Hemke ist abgebrannt.

Aha!

Doktor: „Soll ich Ihren Sohn der Sicherheit wegen seciren, damit Sie von seinem Tode fest überzeugt sind?"

Herr: „Nein, Herr Doktor, wenn Sie ihn behandelt haben, dann bin ich sicher, daß er todt ist."

Der „gute Platz"

„Nun, Karl, hast Du endlich einen guten Platz in der Schule?"

„O ja — ich sitz' neben dem Ofen!"

„So so .... Und wo steht denn der Ofen?"

„Neben der Thüre?"

„Und wo führt denn die Thüre herein?"

„Von hinten!"

Unnöthige Frage.

Köchin (welche zum erstenmale mit einem Kavalleristen ausgeht und welche früher nur Bräutigams von der Infanterie hatte, beim Aufbrechen: „Ich weiß nicht, wie es die Herren von der Kavallerie halten, bei der Infanterie hab' immer ich bezahlt . . .!"

Gleich und gleich.

Prima Ballerina: „Also Sie wollen mich allen Ernstes heirathen, Herr Baron? Sie, ein Kavalier aus altem Geschlecht, mich, die Proletariertochter, das Kind aus dem Volke, die Enterbte?"

Baron: „Da passen wir ja vortrefflich zusammen: ich bin nämlich seit gestern auch ein — Enterbter."

Unnöthige Vorsicht.

Karl: „Mama, darf ich noch en bischen auf die Straße?"

Mutter: „Was will Du denn da, Karl?"

Karl: „Ich möchte mir den großen Kometen ansehen."

Mutter: „Na ja, lauf man zu, geh' aber nicht zu nahe heran!"

Vom juristischen Examen.

Professor: „Giebt es Fälle, Herr Kandidat, in denen die Unkenntniß des Gesetzes nichts schadet?"

Kandidat (nach kurzem Besinnen): „O ja, wenn man schon seinen Assessor gemacht hat."

Druckfehler.

(Aus einer Novelle): Sarah stand am Ufer und rief: „Ein Königreich für einen K(o)hn!"

Beruhigend.

Dame (ängstlich): „Der Mann vorhin schrie ja so furchtbar; thut das Zahnziehen sehr weh?"

Zahnarzt: „Ach wo, gar nicht ... dem hatte ich nur die Kinnlade etwas ausgerenkt!"

Der gute Freund.

„... Also, adieu, Karl, und wenn Du einmal 100 M. brauchst, dann komm' ruhig zu mir — dann gehen wir zusammen und suchen Einen, der sie uns pumpt!"

Der echte Gelehrte.

Gattin: „Du hast doch hoffentlich recht geschimpft, als Du im Restaurant einen Stein in der Suppe fandest?"

Mineraloge: „Geschimpft? Die Gesteinsart habe ich festgestellt."

Prognostikon.

Sänger: „Da sehen Sie, diese Dame sollte meine Schwiegermutter werden!"

Schauspieler: „Wäre sicherlich des „Sängers Fluch" geworden!"

Entrüstung.

Klavierlehrer: „Ich kann Ihnen nur rathen, den Klavierunterricht Ihrer Tochter aufzugeben; sie hat nicht die geringsten Anlagen dazu, und so ein Bearbeiten der Tasten ist abscheulich."

Vater: „Aber ich bitte Sie; sie beherrscht die Tasten der Schreibmaschine so vollkommen, und da wollen Sie behaupten, sie hätte kein Talent?"

Ein theurer Gegenstand.

Gerichtsvollzieher: „Haben Sie sonst nichts Pfändbares?"

Herr Pumpmeier: „Ja, wenn Sie meine Schwiegermutter mitnehmen wollen, die hat drei Goldplomben im Munde."

Schöne Aussichten!

Vater: „Ja, kann Dich dieser Mann auch ernähren?"

Tochter: „O, da ist mir nicht bange. Er will mich ja in sein Geschäft einweihen, und da sind unsere Bedürfnisse ganz gering."

Vater: „Was hat denn Dein Bräutigam eigentlich für ein Geschäft?"

Tochter (zögernd): „Er ist Hungerkünstler!"

Gegenseitig.

„Warum schauen S' mir denn so aufmerksam beim Essen zu?"

„Weil es mich freut, daß es Ihnen so gut schmeckt!"

„So, denn seien S' so gut und bezahlen Sie die Zech', damit ich doch auch a Freud' hab'!"

Schon möglich.

Sonntagsjäger (der zwei Hasen heimgebracht hat): „Hat Mühe gekostet, die zu schießen; gerade als ob die Thiere Lunte gerochen hätten!"

Frau: „Schon möglich, sie riechen jetzt noch!"

Selbsterkenntniß.

Bauer (der von einem Gaul an den Kopf getroffen wurde, zum Bader): „I' sag' nur, wie mi' dees Viech g'rad an so a' saudumma Stell' hat treff'n könna!"

Wer hat Recht?

Professor (in der Kunstausstellung vor der Statue der Minerva): „Wahrhaftig, die Göttin der Weisheit — denn sie ist, wie die Mythologie lehrt, ledig geblieben."

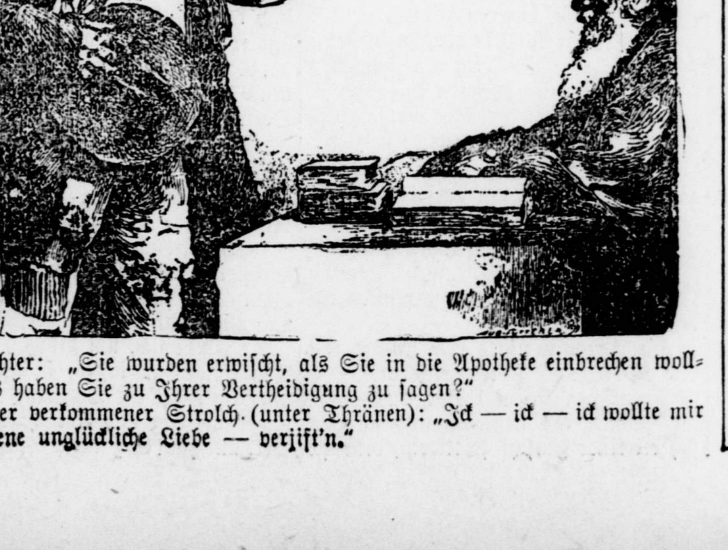
Dame: „Warum wird aber dann Salomon als der weiseste König gepriesen, der doch, wie die Bibel erzählt, dreitausend Weiber hatte?"

Im Gasthause.

Wirth (zum hungernden Dichter): „Da Sie gerade hier sind, können Sie mir wohl gleich die Speisekarte schreiben!"

Dichter: „Seien Sie doch nicht so grausam!"

Eine glaubhafte Vertheidigung.



Richter: „Sie wurden erwischt, als Sie in die Apotheke einbrechen wollten; was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?"

Alter verkommener Strolch (unter Thränen): „Ick — ick — ick wollte mir wegen eene unglückliche Liebe — verjift'n."

Feine Sorte.

Direktor (hinter den Coulissen einem Vorgang auf der Bühne zusehend, wo ein Schauspieler eine Flasche Wein auszutrinken hat): „Das ist ein echter Schauspieler ... er verzieht nicht einmal das Gesicht dabei!"

Natürlich.

„Höre mal, mein Kind, Du holst noch immer Essen für Deine kranke Schwester und die scheint doch längst gesund zu sein; ich sah sie erst gestern auf der Straße spielen!"

„Jawohl, gesund ist sie wieder, aber essen thut sie immer noch!"

Zustimmung.

Gattin (das Grab ihres ersten Mannes besuchend): „Ja, Emil, hier ruht ein Held; Du wärest heute nicht mein Mann, wenn er nicht im Kriege gefallen wäre."

Gatte: „Ich hab's ja immer gesagt, der Krieg ist ein Unglück."

Bescheiden.

Hausfrau (zum Bettler): „Machen Sie, daß Sie fortkommen; ich gebe nichts!" (In diesem Augenblick ertönt draußen eine Drehorgel.)

Bettler: „Darf ich dann wenigstens um diesen Walzer bitten!"

Beim Juwelier.

Protz: „Zeigen Sie meiner Frau 'mal ein Paar Ohrgehänge im Preise von zwei- bis dreitausend Mark, so etwas für die Wochentage."

Naivität.

Cousin: „Wie, so ein Buch liest Du? Sorge nur dafür, daß es nicht einmal Deiner Mama in die Hände fällt!"

Cousine: „Ach, was thut's, Mama ist alt genug, daß sie so etwas auch lesen darf!"

Frauen.

Professor (zu seiner Frau): „Wie ich es Dir recht machen soll, Alma, weiß ich wirklich nicht. Vor fünf Jahren warst Du ganz erpicht auf diesen Hut und jetzt, da ich ihn Dir kaufe, gefällt er Dir nicht 'mal!"

Hyperbel.

Die Schauspielerin Carola starb in der „Kamiliendame" letzthin so natürlich, daß der anwesende Agent der Lebens-Versicherungs-Gesellschaft ohnmächtig wurde."

Registrators-Rache.

Er: „Ich freue mich auf den ersten Abend nach meiner Pensionirung."

Sie: „Was wirst Du dann machen?"

Er: „Dann setz' ich mich von acht bis elf an den Stammtisch im „Hecht" meinem Chef gegenüber und bei sämmtlichen Witzen, die er erzählt, zuck' ich mit keiner Miene!"

Vorsichtig.

Mutter: „Hast Du Papa Dein Schulzeugniß hineingebracht?"

Söhnchen: „Ich hab's ihm unter der Thüre hineingeschoben!"

Schlafertig.

Geck (nach der Trauung zu einer der Brautjungfern): „Wissen Sie, was ich während der ganzen Ceremonie dachte?"

Brautjungfer: „Nein, was denn?"

Geck: „Nun ich dankte dem Himmel, daß ich nicht der Bräutigam war."

Brautjungfer: „Nun, ich bin überzeugt, daß die Braut dasselbe that."

Großmüthig.

Herr (zu einem aufdringlichen Hausirer): „Was werden Sie sagen, wenn ich Sie jetzt hinauswerfe?"

Hausirer: „Nu, ich werde Ihnen verzeihen und wieder 'reinkommen."

Heikles Studium, oder Ein Opfer seines Berufes.

„Aber, Herr Professor, wie sehen denn Sie aus! Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?"

„Das gerade nicht! Ich studiere nämlich für ein demnächst erscheinendes Werk die verschiedenen Volksgebräuche, und da bin ich kürzlich in eine Rauferei hineingerathen, wo sie mich so zugerichtet haben!"

Aus der Schule.

Lehrer: „Weißt Du, was „Selbstüberwindung" ist, Karl?"

Karl: „Ja."

Lehrer: „Erkläre mir's! (Karl schweigt). Nun, so sage mir wenigstens ein Beispiel.

Karl: „Wenn die Mutter mir verboten hat, von einem Teller Aepfel zu nehmen, und ich nehm' dann nur einen!"

Drohung.

Hökerfrau zu einer kaufenden alten Jungfer): „Wenn S' jetzt noch lange handeln, red' ich Sie nicht mehr länger mit „Frau" an!"

Darum.

Freundin: „Jener Offizier ist ein Leutnant von der Kolonialtruppe."

Backfisch: „Ach, darum geräth mein Herz in seiner Nähe auch immer in solch tropische Gluthhitze!"